



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Skizzen und Bilder aus dem westfälischen Industriegebiete : 1. Die beiden
Mallinghof

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dem Kritiker auf den Tisch wirft, nicht den rechten Anlaß. Immerhin lehrt auch eine solche Übersicht, wenn man Lyrik und Erzählung zusammenhält, daß immer noch unser geistiges Leben farbenreich, von Einseitigkeit weit entfernt ist, und daß neben den starken und feinen auch schwächere Individualitäten abliegende, eigne Pfade zu gehn bemüht sind. Und das wäre denn schon immer auf die Gewinnseite zu buchen.



Skizzen und Bilder aus dem westfälischen Industriegebiete

1. Die beiden Mallinghof



n einem kleinen Dorfe des westfälischen Industriegebiets, ein wenig abseits von der Straße, steht ein altes Bauerngehöft. Ein „Großer“ wohnt dort. Niemand nennt ihn mit seinem eigentlichen Zunamen. „Große-Mallinghof“ heißt der Bauer im Volksmunde. Stattlich ist sein Hof. Stattlich ist auch sein Besitzer, eine hohe, derbe Bauerngestalt mit eckigen Gesichtformen, etwas ungeschlacht, ein echter Abkömmling des westfälischen Volksschlags. Er hat bei der Kavallerie gedient. Jeder Bauernsohn, der etwas auf sich hält, hat den Ehrgeiz, zu Pferde zu dienen. Ich sehe ihn öfter auf seinem kräftigen Ackerpferde in die Stadt reiten, eine prachtvolle Erscheinung. Dann richtet sich sein langer Körper straff auf. Wie sich die Beine dem Pferdeleibe anschmiegen, scheinen sie erst recht ihre Bestimmung zu erfüllen. Nichts Unebenes ist dann mehr an dieser Gestalt, alles Kraft, Sicherheit, Schönheit. Es ist, als ob Reiter und Roß zusammengehörten. Ich habe ihm oft bewundernd nachgeschaut, wenn er an mir vorüberbrauste.

Im Verkehr ist er leicht etwas grob und hält mit seiner Meinung nicht zurück. Aber kleinlich fand ich ihn selten. Den Bauernstolz verleugnet er nie. Bei aller Gutmütigkeit fehlt ihm nicht eine natürliche Schlaueit.

Seine Frau, eine Bauerntochter aus der Umgegend, ist von derselben westfälischen Art. Trotz ihrer Jugend — sie zählt noch nicht fünfundsanzig Jahre — und trotz ihrer rastlosen Tätigkeit in Haus und Hof und Feld neigt sie schon etwas zur Fülle. Sie ist freundlich, aber zurückhaltend, fast verschlossen, wenn das Gespräch auf persönliche Angelegenheiten kommt.

Auf dem Hofe leben die alten Eltern. Der Vater achtzigjährig. Er hat sich auf das Altenteil zurückgezogen, aber nicht, was die Arbeit betrifft. Vom Morgen bis zum Abend ist er tätig, bald auf dem Hofe, bald auf dem Felde, hier einen Baum ausbessernd, dort eine Hecke schierend. Seine Zeitung liest er eifrig und urteilt nicht minder scharf als der Sohn über die Zeitereignisse. Seine Augen sind kaum getrübt, nur das Gehör hat etwas gelitten. Sonst steht er noch in allem seinen Mann. „Der Vater kann mehr aushalten als ich“, pflegt der Sohn zu sagen. Auch die Mutter, eine Siebzigerin, waltet noch rüstig im Hause. Sie ist eine stille Frau, sanft und gottergeben. Der Stolz der Alten ist der dreijährige Enkelsohn. Man muß Bauernart kennen, um ihre Empfindungen dem Erben gegenüber zu verstehen.

Es sind ausgeprägte Persönlichkeiten, die dieser Hof beherbergt. Jede hat etwas für sich. Nur in einem sind sie gleich, in dem Mißtrauen, mit dem sie die industrielle Entwicklung verfolgen, die von der großen Stadt aus ihnen immer näher auf den Leib rückt. In ihrer Nähe wohnen schon zahlreiche Bergleute. Daß aus ihrer Fleischkammer in einer dunkeln Nacht zuweilen einige Schinken und Würste verschwinden, verursacht ihnen nicht geringen Ärger. Doch das verwunden sie noch. Aber unheimlich ist ihnen das Überhandnehmen der „Roten“. Und ihre größte Klage ist, daß die Industrie ihnen soviel verdirbt. Sie hat ihnen die Arbeitskräfte genommen und die Löhne so stark in die Höhe gedrückt. Wiesengelände ist gesunken durch den Bergwerksbetrieb. Die Zechen haben anständig bezahlen müssen. Der Bauer freut sich des baren Geldes. Aber der Verlust ist in seinen Augen doch größer als der Gewinn. Das schöne Land dauert ihn. Er kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß der gesteigerte Lebensmittelverbrauch ihm wirtschaftliche Vorteile bringt. Er nutzt die günstige Verkaufsgelegenheit in der nahen Stadt auch voll aus. Dennoch bleibt er unzufrieden mit dem industriellen Fortschritt. Er schimpft über die Schul- und Armenlasten, die der Gemeinde durch den Zuzug von Arbeitern erwachsen. Er wettert gegen die Errungenschaften der Neuzeit, die ihm nicht behagen. Ein Greuel sind ihm zum Beispiel die Automobile, weil seine Pferde vor ihnen scheuen. Ich beklagte mich einmal über die schlechten Wege in der Gemeinde. Da wurde mir mit überlegen lächelnder Miene die Antwort gegeben: „Ja, die verbessern wir absichtlich nicht, damit wir uns diese abscheulichen Dinger vom Halse halten.“ In Wirklichkeit mochten aber wohl Sparjamkeitsrückfichten den Ausschlag gegeben haben.

Wie lange noch — und der Widerstand des Bauern ist gebrochen, der letzte Hof verschwunden, Asphaltstraßen haben die holprigen Feldwege ersetzt!

Raum ein Kilometer von dem alten Bauerngehöft entfernt liegt ein einstöckiges Backsteinhaus von verwahrlostem Aussehen an der Straße. Etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre mag es stehn. Aber es scheint, als ob seit dem Bau keine Hand von außen wieder daran gerührt hätte. Die roten Ziegelsteine sind unter dem Einfluß der Schote schwarz geworden. In den schlecht verwahrten Fugen hat sich der Mörtel gelöst. Hier und da ist schon ein Stein herausgefallen. Ein verdorrter Baum steht vor dem Hause. Die Straßenrinne ist gefüllt mit Abwässern.

Dort haust hinter blinden Fensterscheiben Klein-Mallinghof. Er hat vor dreißig Jahren im Dorf auf einem eignen Hofe geseffen.

Kleiner war der Hof als der seines „großen“ Nachbarn, aber schuldenfrei. Und Bargeld lag auf der Sparkasse. Klein-Mallinghof hat den Hof heruntergewirtschaftet und endlich verkauft, um sich an einem andern Ort anzusiedeln. Aber auch den neuen Hof hat er nicht halten können. Seine Frau soll viel daran schuld gewesen sein mit ihrer Unordentlichkeit und Trägheit. Von dem Rest seines Vermögens hat er sich das Häuschen gebaut, auf dem aber noch eine große Hypothek lastet. Er selbst ist Bergmann geworden. Seit langer Zeit liebt er den Branntwein, und seine Frau teilt seine Leidenschaft. Ob er damit schon seinen wirtschaftlichen Ruin herbeigeführt hat, oder ob ihn widrige Vermögensverhältnisse erst dem Trunke überlieferten — wer will es entscheiden!

Der Mann gilt als „rot wie sein Bart“. Aber er will nicht eigentlich zu den Sozialdemokraten gezählt werden. Er ist sehr empfindlich im Punkte Ehre. Wenn er sich zur Sozialdemokratie hält, soll das nur der Ausdruck seiner Unzufriedenheit mit den bestehenden sozialen Verhältnissen sein. Von Feindschaft gegen die Monarchie will er nichts wissen. Er will nur mitsprechen, ein gewichtiges Wort mitsprechen in allen Dingen, ein Rest alten Bauernstolzes. Er redet gern von

Politik und weiß sich geschickt auszudrücken. Zur Kirche kommt er fast nie, aber er hält seine Kinder zum Besuche des Gottesdienstes an. Er meint, man könne Gott auch ebensogut in der Natur verehren und brauche auch ohne Kirche kein schlechter Mensch zu sein. Doch nimmt er es sehr übel, wenn der Pastor ihn nicht ebenso häufig besucht wie die andern Gemeindeglieder. Der Besuch des Pastors gilt ihm als eine Ehre, deren er nicht verlustig gehn will, als sein gutes Recht, auf das er durch seine Zugehörigkeit zur Kirche Anspruch zu haben meint. Es ist ein gewisser Stolz in dem Mann, aber ein gebrochener Stolz. Nur daß er das nicht zugeben will. Er möchte um jeden Preis den Schein vermeiden, als ob er auf derselben Stufe stünde wie die andern religionsfeindlichen und vaterlandslosen Sozialdemokraten. Vielleicht ist er im Herzen auch Bauer geblieben.

Seine Frau versorgt das Hauswesen leidlich, wenn auch überall ihr Mangel an wirtschaftlichem Sinn zutage tritt. Die älteste Tochter ist ein braves, fleißiges Mädchen, das durch Näharbeit zu dem Unterhalte der Familie beisteuert. Der älteste Sohn dagegen ist in hohem Maße schwachsinntig. Er brachte es in der Schule nicht über die Mittelstufe hinaus, auch da noch ein Stümper. Der Vater meint, es sich nicht erklären zu können, warum der Junge so schlecht lerne. Schläge habe er ihm genug verabreicht, aber ohne jeden Erfolg. Ob er beim Anblick seines Kindes nie an den Alkohol gedacht hat? Die übrigen Kinder sind ziemlich normal. Aber wie ein Druck liegt es auf ihnen allen. Ob sie es spüren, daß sie einem sinkenden Geschlechte angehören? Ob sie den Vater fürchten, seine Zornausbrüche in der Trunkenheit?

Jüngst stand Klein-Mallinghof wieder einmal vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch. Er hatte seine Zinsen nicht bezahlen können. Allerlei unglückliche Umstände sollten daran schuld gewesen sein. Die Hypothek war ihm gekündigt worden. Ein wohlhabender Bauer hat sie auf seine Bitten und Tränen hin übernommen. Noch einmal ist der Mann dem Schicksal entronnen, sein letztes Besitztum zu verlieren! Aber auf wie lange? Ob er auf eignem Grund und Boden noch wird sterben können? Ein trauriges Bild sozialen Niederganges! Und wenn es nur einzig dastünde!

2. Leute „aus dem Osten“

Das industrielle Leben hat in Westfalen Menschen fast aus allen deutschen Provinzen und Staaten zusammengewürfelt. Sogar Ausländer treten oft in größerer Anzahl auf: Galizier, Italiener, Österreicher, Holländer. In den Schächten, in den Fabriken arbeitet neben dem Westfalen der Hannoveraner, neben dem Brandenburger der Schlesier. Außer den Polen sind besonders die Ost- und Westpreußen stark vertreten. Sie sind meist arbeitsame und sparsame Leute. Wenn bei ihnen der Alkohol nicht seine traurige Rolle spielt, leben sie meist auch bei großer Kinderzahl in guten Vermögensverhältnissen. Sie empfinden im allgemeinen zunächst sehr stark den Unterschied von ihrer heimischen Lebensweise. Sie haben mir oft ihre Lage in der Heimat geschildert, ohne jede Klage, einfach erzählend, als etwas Natürliches und Selbstverständliches. Aber darum gerade war ihr Bericht um so wirkungsvoller. Daheim waren sie Landarbeiter auf den großen Gütern. Sie bekamen einen Taglohn von einigen Groschen. Er war lächerlich gering. Aber sie erhielten freie Wohnung. Nur was für eine Wohnung! Höchstens eine bis zwei Stuben in baufälligen, alten Häusern. Sie empfingen auch etwas Ackerland zum Anbau von Kartoffeln, ein bestimmtes Maß Korn, das vielleicht den Bedarf eben deckte. Etwas Vieh konnten sie sich je nach den Umständen halten. Davon lebten sie. Sie kamen eben durch, wenn auch kümmerlich genug. Schwer drückte sie aber das Dienstverhältnis. Das wurde immer wieder erwähnt. Der Mann mußte im Sommer

eine zweite Arbeitskraft stellen. Das Natürlichste war, daß seine Frau mit aufs Feld ging vom frühen Morgen bis zum späten Abend. War dann kein alter Vater, keine alte Mutter vorhanden, so blieb das Hauswesen mit den Kindern während des ganzen Tages ohne Aufsicht. Die Frauen konnten nicht genug versichern, wie gut sie es unter den neuen Verhältnissen hätten, da sie nur für den Haushalt zu sorgen brauchten. Das wäre wenigstens noch ein Leben! Ich weiß freilich auch Fälle, daß Frauen den Brauch ihrer Heimat beibehielten und sich Verdienst suchten, ohne gerade in einer Notlage zu sein.

Als Bergleute und Fabrikarbeiter erhielten die Leute nun hohe Löhne, wie sie sich vorher kaum geträumt hatten. Trotz der verteuerten Lebenshaltung glauben sie doch, einen guten Tausch gemacht zu haben. Einige meinten zwar, sie wären unter den frühern Verhältnissen ebensoweit gekommen, aber die Arbeit sei auch schwerer gewesen. Sie waren mit der veränderten Lage ganz zufrieden. Die guten, geräumigen Zechenwohnungen in den neuen Kolonien machten ihnen besondere Freude. Den Männern kam die Arbeit in der heißen Grubenluft zuerst wohl sauer an, aber sie gewöhnten sich meist bald daran und taten sie gern. Nur einige waren nach wenig Wochen enttäuscht und sehnten sich nach dem Landleben zurück. Es waren stille, gemüthvolle Naturen, die nicht wurzelstark genug waren, daß sie die Verpflanzung auf einen fremden Boden verwinden konnten. Andre gaben bald den Bergmannsberuf um seiner Unsicherheit und Gefährlichkeit willen auf und suchten sich einen andern Posten, etwa bei der Straßenbahn.

Stark ausgeprägt ist bei allen diesen Leuten „aus dem Osten“ der Gemeinschaftsinn. Die Landleute unterhalten einen regen Verkehr untereinander. Beziehungen zu Fremden knüpfen sie selten an. Die religiöse Gemeinschaft pflegen sie etwa im „Ostpreussischen Gebetsverein“. Überhaupt ist Religiosität ein wesentlicher Zug ihres Volkstums.

Ich lernte ein älteres Ehepaar kennen. Die Kinder waren verheiratet. Einer von ihnen, Mann oder Frau, war regelmäßig im Gottesdienste. Zusammen konnten sie die Wohnung nicht verlassen, des alten achtzigjährigen Vaters wegen, der blind und stark asthmatisch war. Er wurde von beiden mit großer Liebe und Treue gepflegt. Er war noch im Alter ein starker Mann, von einem außergewöhnlichen Knochenbau. Er hat mir viel erzählt aus der Arbeit und den Entbehrungen seiner Jugend- und Wanderjahre — er war Kürschner gewesen. Da ist mir oft klar geworden, wie die alte Zeit in wirtschaftlicher Beziehung doch nicht „gut“ war: wenig Arbeit und noch weniger Verdienst! Der Kampf ums tägliche Brot — buchstäblich genommen — war ehemals viel härter. Aber ein Gutes hatte die alte Zeit doch. Sie machte die Menschen wetterfest. Sie knüpfte durch ihre Nöte das Band mit dem Ewigen!

Leute „aus dem Osten“! Viele Gestalten tauchen wieder vor meinen Augen auf, Männer und Frauen, Kinder noch ihres heimatlichen Bodens, tüchtig, einfach, empfänglich und fromm! Was wird aus ihren Kindern werden, die unter ganz andern Verhältnissen aufwachsen, ohne das Erbe der alten Heimat? Werden sie in der neuen Heimat festen Fuß fassen? Oder wird Westfalen ihnen eine fremde Welt bleiben, in der sie, herausgerissen aus ihrem Volkszusammenhang, allein stehen, „ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt“?

